

denken, wenn wir wieder Ruhe haben...“ (9). Ja, aber werden wir — abgesehen von einzelnen — zu dieser Ruhe gelangen? Wir verdecken uns die Gefährlichkeit und Gefährdung unserer Existenz — gewiß. Indes eben das Provisorische unseres deutschen Daseins begünstigt diese Verdeckung, ja zwingt in einem hohen Grade dazu: der brutale Kampf um die materielle Sicherung der Einzel-Existenz kerkert in die Gegenwart ein, die Geschichte versinkt im Ruß und Qualm unerhörter Wirtschafts- und Arbeitsanspannung — und in die Zukunft hineinträumen? Träume sind in Mißkredit geraten, seitdem uns ein Fieberträumer mit „nachtwanderlicher Sicherheit“ in den Abgrund führte. So begnügen wir uns zeitlich mit dem Tag und der Stunde. — Und räumlich? Hier herrscht dieselbe Unsicherheit. Auch hier leben wir im Provisorium. „Wir sind einmal in sicheren geographischen Grenzen aufgewachsen... Fragen Sie heute irgendeinen Menschen in Westdeutschland oder in der Sowjetzone, ob er eine feste Gestalt von Deutschland in seiner Vorstellung besitzt“ (12). Ja, auch hier verdecken wir die Wirklichkeit und klammern uns in den kleinen Horizont: unserer Stadt mit dem Strom und der Promenade. Ja, die einzelnen Menschen sitzen in ihren einzelnen Häusern — ohne Brücke.

Und nun fährt Horst Mönnich durch Deutschland, um es in seiner Wirklichkeit aufzudecken. Sein Weg führt von der Nordsee bis zum Chiemsee, vom Schwarzwald bis nach Leipzig. Was er herausstellt, ist eben die verdeckte Fragwürdigkeit unseres Lebens, die in Gesprächen mit Menschen aller deutschen Gauen in unerbittlichen Schilderungen der örtlichen Situationen aufscheint.

Man könnte ihm vorwerfen, er sei einseitig, habe nur Sinn und Augen für das Bruchige und Faule — aber dieser Vorwurf träfe ihn nicht, weil er ja eben diese eine Seite sprechen lassen will, die sonst stumm bleibt. Wir werden gut daran tun, aufmerksam hinzuhören. Man könnte auch einwenden, daß nur die Risse und Brüche in den greifbaren Schichten unseres Daseins gesehen werden, daß der Tiefgang ins Metaphysische und Allgemein-Menschliche fehle. Aber abgesehen davon, daß dies nur zum Teil stimmt, daß er nämlich bisweilen auf letzte Schichten stößt, wie z. B. auf dem Leipziger Kirchentag — also abgesehen davon, — Mönnich entwirft Bilder der Wirklichkeit, wie sie auf ihn wirkt. Er will erregen, zum Widerspruch und zum Gespräch anreizen und keineswegs letzte zeitgeschichtliche, psychologische, ethische oder religiöse Werturteile fällen. Das Land ohne Träume — ob der Titel ganz stimmt? Der Verfasser fand in der Tat noch so etwas wie idyllische Winkel, wo man träumt,

aber gerade diese Art Träume, z. B. in der Musenstadt am oberen Neckar, scheinen ihm nicht geheuer zu sein.

G. F. Klenk S.J.

Literatur

Jammes, Francis: Almaide oder die Geschichte der Leidenschaft eines jungen Mädchens. Mit Zeichnungen von Richard Seewald. (79 S.) Köln 1955, Jakob Hegner. DM 4,30.

Es ist die lyrische Atmosphäre der berühmten griechischen Novelle von Daphnis und Chloe, die hier herrscht, mit dem wesentlichen Unterschied, daß die geistige Liebe im Vordergrund steht, die leibliche zurücktritt. Der Gedanke an die christliche Lebenswelt der kindlichen Almaide, die als Waise bei ihrem Onkel zu verblühen droht, einen Hirtenknaben liebt, der als Bergführer umkommt, dessen Sohn ihren Lebensinhalt ausmachen wird, hat keinen Einfluß auf diese Seelenentwicklung. Deshalb darf man Almaide nicht eine christliche Dichtung nennen; doch wird man trotzdem eine natürliche Schönheit von Sprache und Gehalt anerkennen.

H. Becher S.J.

Bloy, Léon: Der Ver zweifelte. Roman. (410 S.) Heidelberg 1954, F. H. Kerle. DM 10,80.

Der Dichter schrieb den Roman im Anschluß an sein Erlebnis mit der „Ventouse“, einer Dirne, die er aus dem Sumpf rettete, die aber später dem religiösen Wahnsinn verfiel. Dies wie auch übrige Züge seines Lebens verkörperte er in „Kain Marchenoir“, dem Ver zweifelten. Aber das Autobiographische ist so verwandelt und auf das Wesentlich-Menschliche gebracht, daß es dem Lebensdatenjäger nichts nützt, eine echte Dichtung auch nicht beeinträchtigt. Jugend, Verirrungen der Jünglingszeit, Versuch, nach dem Tod des Vaters in der großen Karthause sich wieder zu besinnen, Bemühung um Anerkennung seiner dichterischen, religiösen, menschlichen Wesenheit und Tod, sind der Inhalt des verzweifelten Lebens. Mit Recht sagt das Nachwort, daß es nicht Bloys Mängel, Ungerechtigkeiten und Übertreibungen waren, die ihm den Widerstand eintrugen, sondern sein durchdringender Blick, seine echte Ergriffenheit und die Inbrunst seiner Gott-hingegebenheit, die alle Lauheit, Unlauterkeit, Feigheit und Lüge anzuprangern bereit waren. Aber das nur Halb-Großartige seines Daseins ist doch zu gleicher Hälfte entstellt durch das Maßlose und auch Künstlerisch-Unbeherrschte, das irgendeine verblüffende Wendung, ein ungewohnt aufreizendes Bild, einen schmutzigen Vergleich nicht unterdrücken kann. Er ist wie ein wilder Sturm, der durch den Wald fährt, Blätter, Äste abreißt und ein Feld der Zerstörung hinter-

läßt. Das Mittelmäßige ist ihm ein Greuel. Noch fürchterlicher geht er mit dem nur äußeren Schein um. Man muß das Scherben-gericht über die Literaten seiner Zeit (272 bis 337) oder seinen Angriff auf das bürokratische und sentimentale Christentum (200 ff.) lesen, um zu sehen, wie Bloy sich in eine Grenzenlosigkeit hineinsteigert, die zudem, durch die Berührung der Gegensätze, in das Abgründige hinabsteigt. Vielleicht müssen aber solche Orkane brausen, um zu erschüttern. Als Mensch und auch als Autor gehört Léon Bloy zu den wichtigen Erscheinungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts und zu den Propheten der Untergänge der Gegenwart. Ein Schöpfer aber ist er nicht, und auch Gottes Atem ist nicht im Sturm gegenwärtig. H. Becher S.J.

Giraudoux, Jean: Die Schule der Gleichgültigen. (155 S.) Frankfurt 1956, S. Fischer. DM 9,80.

In drei Erzählungen werden drei junge Männer vorgestellt, Menschen des Mittelmaßes, die zwar ihr Leben nicht gerade verspielen, aber auch jeder Entscheidung aus dem Weg gehen. Sie träumen und kommen so über alle Klippen des Daseins hinweg. Der Verlag meint, die Phantasie schenke „ihnen den Schlüssel zu einem Zauberreich, in dem die Menschen in inniger Verbindung mit Pflanze und Tier, in Harmonie mit sich und dem Universum leben.“ In Wirklichkeit aber erfüllen doch die Erzählungen den Leser mit der Trostlosigkeit dieser, wenn auch nicht toten, so doch lauen Seelen. H. Becher S.J.

Estanc, Luc: Brunnen der Tiefe. Roman. (534 S.) Heidelberg 1955, Drei Brücken Verlag. DM 19,80.

Eine Gruppe von Menschen, die durch Heimat, Schule, Lebensschicksale verbunden sind und Priester, Klosterfrauen, Geschäftsleute, Journalisten und Menschen der Unterwelt unter sich haben, werden in diesem Buch geschildert, und dabei macht der Verfasser deutlich, wie menschliches Versagen und Sündigen durch die Barmherzigkeit Gottes überwunden wird. Diese aber bedient sich dabei des Opfers, der Selbsthingabe der Menschen. Es wird also ein Bild der religiösen Wirklichkeit gegeben, die der eigentliche Gehalt des in der Gegenwart oft so verwüsteten Lebens ist. Der realistische, aber nie abstoßende Roman überrascht nur einmal, wo ein Priester seine Hoffnung äußert, schließlich würden doch noch alle gerettet (473). Das Werk ist nicht leicht zu lesen. Denn der Verfasser schreibt von der ersten Zeile an schon aus der ganzen Fülle seines Wissens um das Wesen der Personen und tastet sich nicht erst langsam an den Kern ihrer Seelen heran. Außerdem gibt er sehr oft ihre Über-

legungen, Stimmungen, Reflexionen mit ihrer Unklarheit und Halbheit wieder. Wenn er dagegen, wie gegen Ende des Buches, mehr erzählt, weiß er den Leser zu ergreifen. So ist der Roman mit einem Bildwerk zu vergleichen, bei dem die genaue Linienführung noch im Stein verborgen blieb.

H. Becher S.J.

Longhy, Claude: Annabella. Roman. (563 Seiten) Würzburg 1955, A. Zettner. DM 14,80.

In diesem zweiten Band der Trilogie „Das Maß der Welt“ wird das Schicksal der jungen Annabella, ihrer Eltern und Verwandten während des Weltkrieges 1914–1918 erzählt. Die Frauen und ihre Kinder, von denen die Söhne bald ins Feld müssen, verwundet werden oder fallen, erleben ihre eigenen Nöte. Die junge Generation verknüpft sich zu neuen Verbindungen der Liebe oder muß den Tod der Geliebten erleiden. Die bürgerliche Atmosphäre ist sehr gut getroffen. Größere Tiefen werden nicht erreicht. Es bleibt bei den Erlebnissen des Herzens, die die Zeit heilt. So kann Longhy das letzte Kapitel des Unterhaltungsromans mit „Alles beginnt wieder“ überschreiben.

H. Becher S.J.

James, Henry: Maisie. Roman. (293 S.) Köln 1955, Kiepenheuer und Witsch. DM 16,80.

Ein kleines Mädchen ist bei der Scheidung seiner Eltern beiden zugesprochen worden und soll abwechselnd je sechs Monate bei Vater oder Mutter leben. Beide bemühen sich, das Kind ganz auf ihre Seite zu ziehen. Bei jedem findet es eine Erzieherin, die ihre ganze Liebe schenkt. Das unbefangene Kind wird einer labyrinthischen Fülle von Beziehungen ausgesetzt, die noch verwickelter werden, da Vater und Mutter neue Verbindungen eingehen. Mit einer natürlichen Geradheit versucht das Kind, jeder Person aufrichtig und herzlich entgegenzutreten. Es gelingt ihm auch weithin, ohne daß es sich selbst verliert. Es entscheidet sich zuletzt auch für das Rechte, für die „Moral“. Soll man dem Verfasser glauben, daß ein Kind so unverletzt durch hemmungslosen Haß und ungezügelter Begierde hindurchgehen könne, dabei nur seine diplomatischen Fähigkeiten entwickle, ohne eigentlich in seinem Kern berührt zu werden? Haben wir es hier nicht mit einem, in diesem Fall doch dem Leser peinlichen Spiel zu tun, das geschickt geführt wird, wie die besten Intrigenstücke spanischer Dramatiker? Unter dieser Rücksicht ist das Buch eine mit realistischer Ironie gemeisterte, auch in der umständlichen Sprache dem Inhalt angepaßte Leistung des Verfassers, die aber vor der Tragik stehen bleibt.

H. Becher S.J.